

Vorwort

Es ist ein denkwürdiges Kapitel der Schweizer Sozialgeschichte. Jahrzehntlang wurden in der Schweiz bis Anfang der 1980er-Jahre Tausende Kinder und Jugendliche ihren Familien weggenommen und fremdplaziert. Etwa weil sie unehelich zur Welt kamen, die Mütter angeblich ein «liederliches Leben» führten oder Väter dem Alkohol verfallen waren. Oft schritten die Behörden auch ein, weil Menschen schlicht nicht der gesellschaftlichen Norm entsprachen. So wurden Kinder in Heime gesteckt, bei Pflegefamilien untergebracht oder in der Landwirtschaft verdingt. Dort erlitten sie oft Demütigungen, Gewalt, viele auch sexuelle Übergriffe. Wenn diese Kinder später in ihrer Jugend aufbegehren, sich wehrten, womöglich rebellierten, wurden sie kurzerhand zur «Nacherziehung» in Strafanstalten gesteckt und «administrativ versorgt» – ohne Gerichtsurteil.

2013 entschuldigte sich der Bundesrat bei den Opfern dieser behördlichen Willkür, und erst 2016 verabschiedeten National- und Ständerat ein Bundesgesetz zur Aufarbeitung dieser fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Seither haben Betroffene Anrecht auf einen Solidaritätsbeitrag. Anschliessend untersuchte und dokumentierte eine unabhängige Expertenkommission das Ausmass dieser Geschichte. Sie

ging auch der Frage nach, welche gesellschaftlichen Strukturen, Prozesse und Mechanismen zu diesem Umgang mit Kindern, Jugendlichen, Frauen und Männern führten und welche Personengruppen besonders betroffen waren. Untersucht wurde auch, welche Behörden und Institutionen dabei eine Rolle gespielt haben und wie von solchen Zwangsmassnahmen betroffene Menschen heute mit diesen Erfahrungen umgehen.

Annemarie Iten ist eine dieser Betroffenen. Ihre Mutter war eine kranke, zerbrechliche Frau, die zehn Kinder gebar. Eines starb kurz nach der Geburt, ein anderes im ersten Lebensjahr. Die Familie litt unter den Wutausbrüchen und Schlägen des Vaters, wenn dieser unter Alkoholeinfluss stand. Annemarie Iten erlebte eine Kindheit in Angst und Unsicherheit. Als ihre Mutter starb, war sie siebenjährig. Neun Monate später nahm sich der Vater das Leben, Annemarie Iten kam ins Waisenhaus Einsiedeln.

Jahrzehnte später verschaffte sie sich Einsicht in ihre Akten und erfuhr, wie die Behörden damals mit der leidgeplagten Familie nach dem Tod der Mutter umgegangen waren. Die Vormundschaftskommission hielt den Vater nicht für fähig,

alleine für die Kinder zu sorgen. Die Behörde beschloss kurzerhand die «Auflösung» der Familie. Offensichtlich kam ihr Vater nie über diesen Bescheid hinweg.

Mit ihrem Buch «Mein Leben bitte in Papier einpacken!» ergründet Annemarie Iten ihr eigenes Leben auf eine bemerkenswerte Art. Sie trägt Erinnerungen zusammen und ergänzt diese mit amtlichen Dokumenten, die sie erst in den letzten Jahren durch ihre Aufarbeitung zusammentragen konnte. Daraus wird klar, wie sie als Kind im Waisenhaus unter den unbarmherzigen Nonnen mit ihren drakonischen Strafen litt und wie sie zum stillen, traurigen Kind wurde. Sie sehnte sich nach menschlicher Wärme, lebte aber in einem «Regime der Kälte».

Daran änderte sich auch wenig, als sich das Kloster Ingenbohl zurückzog und ein Heimleiter die Führung des Kinderheims Einsiedeln übernahm. Zwar schöpfte das Kind Hoffnung auf eine bessere Zeit. Doch es kam anders. Sie mussten immerhin die Kartoffeln nicht mehr im Keller schälen. Aber besonders die auffälligen Kinder bekamen bald die Launen des Heimleiterpaars zu spüren. Die Autorin berichtet, wie die harte Hand des Heimleiters «ausrutschte», wie er sie

durch tage- und wochenlanges Ignorieren strafte und wie sie später als heranwachsende junge Frau die übergriffigen Berührungen des Heimleiters erlebte. Annemarie Iten zitiert auch aus ihrem eigenen Tagebuch, dem sie in ihrer Jugend ihre seelische Not offenbarte. Diese Zeilen dokumentieren eindringlich ihre Einsamkeit, ihre Ohnmacht und oft auch ihre Verzweiflung.

Zudem erklärt sie an sich selbst, wie Betroffene auch Jahrzehnte später noch unter solchen Kindheitserinnerungen leiden. Als nämlich vor wenigen Jahren der inzwischen betagte damalige Heimleiter nach Einsiedeln zurückzog und seine frühere Tätigkeit gesellschaftlich zelebrierte, wurde die Autorin mit einem Schlag in ihre Kindheit zurückversetzt. Jene, die einst unter dem Heimleiter gelitten haben, wurden nun von ihren längst überwunden geglaubten Erinnerung eingeholt.

Annemarie Iten schildert ihr Leben in der Person des Mädchens Sophia. Diese Form ermöglicht es der Autorin, ihre Erlebnisse aus einer Aussensicht zu erzählen. Sie streut moderierend Gedanken und Fragen ein und ergründet sie anschliessend. Besonders eindrücklich ist ein Erinnerungs-

14 fetzen aus ihrer frühen Kindheit, den sie zeitlebens immer wieder vor Augen haben sollte. Es ist das Bild ihres Vaters, der mit einem Gegenstand in der Hand ihrem Bruder hinterherrennt. Wie ein roter Faden taucht dieses Fragment immer wieder in ihren Schilderungen auf. Doch es bleibt unklar, was der Vater in der Hand hält, und die Autorin kann sich nicht erinnern. Erst gegen Ende des Buchs löst Annemarie Iten dieses Rätsel auf. Denn sie findet in den Akten, in die sie erst vor wenigen Jahren Einblick hatte, exakt diese Szene in einem amtlichen Dokument geschildert – in allen Einzelheiten. Bei der Lektüre dieser Buchpassage bildet sich einem ein Kloss im Hals.

Die Schilderungen von Annemarie Iten sind in erster Linie Teil ihrer persönlichen Aufarbeitung. Gleichzeitig macht sie mit diesem Buch anderen Betroffenen Mut, sich ebenfalls der eigenen Geschichte zu stellen. Es mag schmerzhaft sein, sich an denkwürdige und traurige Momente der eigenen Kindheit zu erinnern. Doch es sind Momente, die Betroffene ein Leben lang prägen können. Das zeigt sich etwa in jener Buchpassage, in der Annemarie Iten den Verlust ihrer Mutter schildert. Noch Jahrzehnte später reicht ihr der Duft eines Apfelkuchens, damit Momente mit ihrer

Mutter mit einem Schlag wieder präsent sind. Allen Widrigkeiten zum Trotz: Mit ihrem Buch zeigt die Autorin, dass die Erinnerung an traumatische Erlebnisse auch befreiend sein kann.

Annemarie Itens Buch ist keine Anklage an die damaligen Verantwortungsträger. Sie nimmt Behörden und Kinderheimverantwortliche durchaus in die Pflicht und stellt unangenehme Fragen. Aber sie erzählt differenziert und reflektiert umsichtig. So erwähnt sie auch Momente der Fröhlichkeit, die der Heimleiter ermöglichte, unter dem sie sonst litt. Oder sie würdigt Menschen, die es gut mit ihr meinten. Etwa die Frau des Lehrers, die sich um das traurige Mädchen kümmerte und ihr als Fee in Erinnerung blieb. Und schliesslich streut sie neben allen denkwürdigen Umständen auch eine Prise Humor ein, etwa als sie eine der absurden Strafen der Ingebohler Nonnen schildert. Einmal musste sie auf einem Papier 500 Mal schreiben: «Ich darf dem hochwürdigen Herrn Pfarrer nicht Globi sagen.»

Otto Hostettler

REDAKTOR/REPORTER
BEOBACHTER